Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 10 (1928)
Heft: 11

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Pit.Schweiz.Landes
bibliothek Bern

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80, vierteljährlich Fr. 3.20. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen hinzugerechnet. / Einzelnummern kosten 20 Rp. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken.

Erscheint jeden Freitag
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich

Insertionspreis: Für die Schweiz: Die einspaltige Nonpareillezeile 50 Rp., Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Plazierungsvorschriften der Inserate. / Inseratenschluß: Mittwoch Abend

Administration und **Inseraten-Annahme:** Ovag A.-G., Zürich, Sihlstraße 43, Telephon S. 65.49, Postcheck-Konto VIII 3001 / **Druck** und **Expedition:** Buch- und Kunstdruckerei A. Peter, Pfäffikon-Zürich, Tel. 60

Nr. 11 | **Zürich, 16. März 1928** | **X. Jahrgang**

Wochenchronik.

Aus der Bundesversammlung.

Bern, den 14. März 1928.

Der Nationalrat hat den ersten Drittel der Session dem eidgenössischen Strafgesetzbuch gewidmet und ist dabei in der Einzelberatung im ersten Teil bis zum dritten Abschnitt: „Strafen und sichernde Maßnahmen", gelangt. Die größte grundsätzliche Frage, die das Gesetz aufwirft, diejenige, ob die Todesstrafe aufzunehmen sei, hat der Rat mit starker Mehrheit (mit 144 gegen 38 Stimmen) verneint. Es war ein Kampf zwischen zwei Lebensauffassungen, der da entbrannte, und selten ist im Ratssaal so viel und so widerstreitend im Namen der Religion gefochten worden, wie bei dieser Debatte über die Todesstrafe. Der Bundesrat hat diese Strafart im Entwurf ausgeschaltet, entsprechend den Strafgesetzen der Mehrheit der Kantone. Nur zehn Kantone weisen heute noch die Todesstrafe in ihren Gesetzen auf. Die Minderheit in der Kommission und im Rate hat sich denn auch vornehmlich aus Vertretern dieser zehn Kantone gebildet. Daß Herr Dr. Hoppeler, ein Arzt, der erkennen sollte, wie unzulänglich menschliches Wissen ist, und wie oft es schon zu Justizirrtümern geführt hat, sich mit dem Satze: „Die Todesstrafe ist göttliches Gebot", zur Minderheit gesellte, das ist gewiß verwunderlich. Wir dürfen uns wohl freuen, daß sich der Rat mit so starker Mehrheit zur humanern Auffassung bekannte und wir wollen mit dem Referenten, Hrn. Seiler, hoffen, daß das große fortschrittliche Werk des einheitlichen Strafrechts nicht an der Frage der Todesstrafe scheitere.

Zu Beginn der zweiten Sessionswoche nahm der Nationalrat die in der Dezembersession unterbrochene Beratung der Alkoholvorlage (Verfassungsart. 31 und 32bis) wieder auf. Der Absatz betreffen die Verminderung der Hausbrennereien wurde im folgenden Wortlaut angenommen: „Der Bund wird die Zahl der Hausbrennereien vermindern, indem er solche auf dem Wege der freiwilligen Uebereinkunft erwirbt". Es ist das eine sehr wenig verbindliche Fassung, die den Hausbrennern keine Verpflichtungen auferlegt. Bei Ziffer 11 der Vorlage betreffend die Verteilung des Ueberschusses der Erträgnisse des erweiterten Alkoholmonopols kam Hr. Mächler, St. Gallen, auf die Idee eines Uebergangsstadiums der Altersfürsorge aus Bundesmitteln zu sprechen. Bundesrat Musy antwortete ihm, daß der Gesamtbundesrat der Anregung sympathisch gegenüberstehe, daß die Aufwendungen für diese vorübergehende Altersfürsorge aber nicht den Erträgnissen des Tabakzolls entnommen werden, sondern auf dem Budgetwege erfolgen sollten. Mit allen gegen vier Stimmen wurde die Alkoholvorlage genehmigt. Der Bundesrat befaßte sich sodann mit der Verteilung des Benzinzollviertels an die Kantone für den Unterhalt ihrer Bergstraßen. Er stimmte im wesentlichen den Beschlüssen des Ständerates zu, die wir im Schweizer Frauenblatt bereits mitgeteilt haben.

In beiden Räten wurde zu Wochenbeginn je ein neues Mitglied beeidigt. In den Nationalrat zieht nach längerer Pause wieder Hr. de Rabours ein, ein bekanntlich etwas geräuschvoller Nachfolger des vornehm zurückhaltenden Hrn. Micheli, Genf, und im Ständerat sitzt am Platze des verstorbenen Hrn. Huber der stattliche Thurgauer Regierungsrat Schmid.

Der Ständerat hat die bundesrätliche Vorlage über die provisorische Ordnung der Getreideversorgung beraten und dem Bundesrat zugestimmt, daß das bisherige Monopolregime mit einer Abänderung betreffend die Kostenerteilung der Mahlprämie bis zum 30. Juni 1929 zu verlängern sei. Dann aber soll unwiderruflich eine auf verfassungsmäßiger Grundlage beruhende Getreideversorgung mit monopolfreier Lösung eintreten. Es war nun nicht mehr Hr. Schultheß, der die bundesrätliche Vorlage empfahl; er hat seine Getreidesorgen auf Hrn. Scheurer abgewälzt. Offen bekannte der Chef des Militärdepartements: „Auch ich erblicke die beste Lösung für die Brotversorgung unseres Landes im Monopol, allein nachdem das Volk sich gegen das Monopol entschieden hat, werde ich alle meine Kräfte einsetzen für eine Ordnung, die dem Volkswillen entspricht".

Ein anderes interessantes Traktandum des Ständerates bildete ein Postulat des liberalen Neuenburgers Hrn. de Meuron, folgenden Inhalts: „Der Bundesrat wird eingeladen, die Revision der Art. 89 und 121 der Bundesverfassung zu dem Zweck zu prüfen, die Zahl der für das Zustandekommen eines Referendums — oder Initiativbegehrens — nötigen Unterschriften zu erhöhen und sie der Zahl der Stimmberechtigten anzupassen". Das Postulat war von neun Mitgliedern verschiedener Fraktionen unterschrieben. Nachdem es Hr. de Meuron ausführlich begründet hatte, setzte eine etwas pessimistische Diskussion ein, bei der namentlich das Bedenken vorherrschte, es könnte die verlangte Erhöhung der Unterschriftenzahl für Referendum und Initiative als eine Erschwerung des Volksrechtes beim Volke auf Mißtrauen stoßen. Hrn. Bundesrat Häberlin war es vorbehalten, durch ein entschiedenes Votum die Atmosphäre zu reinigen. Er erklärte, daß der Bundesrat bereit sei, das Postulat zur Prüfung entgegenzunehmen, da er in der Anpassung der Unterschriftenzahl an die Zahl der Stimmberechtigten eine durchaus begründete, zeitgemäße Forderung erblicke. Daraufhin wurde das Postulat mit 24 gegen 13 Stimmen erheblich erklärt und Wünschen entgegengekommen, die sich in außerparlamentarischen Kreisen immer häufiger geltend machen.

Beide Räte befaßten sich überdies mit einer Reihe kleinerer Geschäfte, wie sie jede Session mit sich bringt. Erwähnt seien hier nur die Ratifikation eines weitgehenden Vergleichs- und Schiedsvertrages mit Kolumbien und die Genehmigung der bundesrätlichen Berichte über die 7. und 8. Völkerbundsversammlung. Anläßlich der Beratung der letztern machte Bundesrat Motta beruhigende Mitteilungen über den Bau des Völkerbundspalastes in Genf, dessen Projekt bekanntlich von internationalen Architektenkreisen angefochten wird.

Das Zonenschiedsabkommen im französischen Senat genehmigt.

Mit großer Befriedigung vernimmt man in der Schweiz, daß der französische Senat am 14. März das französisch-schweizerische Schiedsabkommen über den Zonenhandel entgegen dem Verschiebungsantrag der hochsavoyischen Senatoren endlich ratifiziert hat. Entsprechend dem Wunsche der Schweiz kommt nun der Zonenhandel zum endgültigen Entscheid vor den Internationalen Gerichtshof im Haag. Wie dieser Entscheid auch ausfalle, dem Recht wird sich die Schweiz beugen, nicht aber der Willkür. J. M.

Das Dienstbotenproblem.

Von J. Briner.

Im Verlag des Zentralsekretariates Pro Juventute ist soeben eine Broschüre herausgekommen, deren Erscheinen weite Kreise mit Spannung und Freude begrüßen. Es ist dies eine Studie von E. Hausknecht-Derendinger, betitelt „Das Dienstbotenproblem", hervorgegangen aus 6 Vorträgen, die die Verfasserin im Winter 1926/27 in der Frauenzentrale St. Gallen hielt. Die Leiterinnen der weiblichen Abteilung des st. gallischen Arbeitsamtes haben Frau Hausknecht in Rat und Tat wertvolle Mitarbeit geleistet.

Das moderne Dienstbotenproblem steht auch in der Schweiz seit Jahrzehnten zur Diskussion. Frauenvereine, Arbeitsämter, Berufsberatungsstellen und andere Instanzen haben seine Wichtigkeit längst erkannt und geben sich Mühe, seinen Schwierigkeiten in der Praxis näher zu treten. Streifen wir nur flüchtig die zahlreichen Werke, als da sind: Martha- und Marienheime und Stellenvermittlungsbureaux für Dienstmädchen, Haushaltungsschulen, die ursprünglich als Dienstbotenschulen gedacht waren, Dienstboten-Altersheim, Sonntagswerke, Diplomierung treuer Dienstboten, Dienstbotenvereine, Sekretariate, Hausdienstkommissionen, Institutionen der Haushaltungslehre- und Prüfung, Normaldienstvertrag usw.

Teils vorgängig, teils Hand in Hand mit den praktischen Bestrebungen, setzte auch schon vor 30 Jahren eine bescheidene Literatur zum Thema „Dienstboten-Not" ein, in Deutschland natürlich reichhaltiger als bei uns. Von den in der Schweiz gedruckten Veröffentlichungen möchten wir als markanteste nennen: das 1912 erschienene Büchlein „Die Dienstbotenfrage und die Hausfrauen" v. W. Förster, welches das Thema in ethisch-philosophischer Richtung vertieft. Eine gründliche rechtliche Betrachtung des Problems bietet die 1919 erschienene Dissertation von Dr. jur. Emma Steiger über das Dienstbotenverhältnis im schweiz. Privatrecht."

Frau E. Hausknecht endlich hat das Bedürfnis erkannt, das Dienstbotenproblem, wie es sich für die Schweiz darstellt, in seiner ganzen Vielfältigkeit, in seinen volkswirtschaftlichen und rechtlichen, historischen, sozialen und ethischen Bedingtheiten und Auswirkungen zu erfassen. Wenn nunmehr als Frucht eifrigen, gewissenhaften Studiums ihre umfassende Darstellung vor uns liegt, wundern wir uns, wie die vielen praktisch tätigen Instanzen ohne solche auskommen konnten.

Die Arbeit von Fr. E. Hausknecht zeichnet sich durch hervorragende Sachlichkeit, klare Gliederung und fließende Sprache aus. Sie wird aber, da sie reiches Material an Tabellen und Skalen enthält, ihren vollen Wert nicht bei einmaligem raschen Durchlesen, sondern erst als Nachschlagewerk beweisen.

Die Broschüre „Dienstbotenproblem" ist in drei Abschnitte gegliedert. Betrachten wir mit der Verfasserin zuerst die Beziehungen von Schule und Elternhaus zum genannten Problem. Sie geht von den erwiesenen Tatsachen aus, daß ein ausgeprägtes Mißverhältnis von Angebot und Nachfrage und eine starke Ueberfremdung im Dienstbotenberuf bestehen, weil Schweizermädchen ausgesprochene Abneigung gegen diesen Beruf bekunden. Um den Gründen solcher Abneigung auf die Spur zu kommen, veranstaltete Fr. Hausknecht im Jahre 1926 in allen 7. und 8. Mädchenklassen der Stadt St. Gallen, sowie in den 7. und 8. Klassen von 15 st. gallischen Landgemeinden eine Erhebung über die Berufsziele der Schülerinnen. Das in der Enquête gewonnene Zahlenmaterial ist dem Texte beigefügt; der Verfasserin ist indessen weniger um Zahlen zu tun, als um die Gründe, die zu diesem oder jenem Berufsziel führen. Die Beziehungen von Schule und Elternhaus zur Berufswahl will sie erforschen, um daraus die Möglichkeiten einer Berufswahlbeeinflussung abzuleiten. Der Anteil der Primarschulstufe, des Handarbeits- und des Hauswirtschaftsunterrichtes, der Abschlußklassen und der Berufsberatung an der Berufswahl wird erörtert. Weder in der Schule noch im Elternhaus wird es sich darum handeln dürfen, ein Kind durch direkte Beeinflussung einem bestimmten Berufsziel zuzuführen. Es kann durch die Schule jedoch indirekt geschehen: durch die Betonung des Wertes jeglicher Arbeit, durch die Förderung manueller Fähigkeiten, durch sachliche Behandlung der Berufsprobleme und Kontakt mit Berufsberatungsstellen, endlich durch gut ausgebauten Hauswirtschaftsunterricht. Dem Elternhaus kommt bei der Berufswahl die größte Bedeutung zu. Es sind, neben mangelnder Orientierung, oft Standesvorurteile, die die Tochter vom Dienstbotenbruf abhalten oder es fehlt leider dem Mädchen im Elternhaus das ruhige, natürliche Hineinwachsen in häusliche Pflichten, das sowohl für spätere Hausfrauen, wie für spätere Dienstmädchen die beste Grundlage zur Tüchtigkeit bildet. An Hand einer Lektionsskizze zeigt uns die Verfasserin eine rechenmäßige Aufklärung über die vielfach verkannte wirtschaftliche Seite des Dienstbotenberufes. Mit dem erwähnten Kapitel Schule und Elternhaus ist gezeigt, daß die Erziehung das Gegengewicht schaffen soll zu einseitig wirtschaftlich orientierten Berufswünschen, und daß es erstrebenswert und möglich ist, die Berufswünsche junger Mädchen beizeiten in gute Bahnen zu lenken. Diese Bahnen aber weisen von selbst in die Richtung hauswirtschaftlicher Frauenberufe.

Der 2. und ausgedehnteste Abschnitt der

Feuilleton.

Der Weg einer Neu-Armen.

Erzählung von Ruth Waldstetter.

(Fortsetzung.)

Mein Empirescreibtisch und die Barockkommode sind verkauft. Mir scheint, ich tue den lieben Stücken ein Unrecht an. Sie waren Sinnbild in ihrer edlen Form, und die Geschicke eines würdigen Geschlechtes verbanden sich jahrhundertelang mit ihnen. Aber dies allein macht den Schmerz nicht so bitter. Sie waren mir Stütze und Halt, diese Stücke, herausgestelltes und gespiegeltes Ich. Dieses Haltes soll ich entbehren. Einziehen soll ich in mein eigenes Wesen allein, in dieses kämpfende, bedrängte.

Der Zwischenhändler teilt mir mit, daß der Käufer mich selber sprechen möchte. Er hat mich einst im Konzert spielen hören. Neugier! Aber so habe ich heute noch das Geld in Händen, das Geld, das mich ruhig wird schlafen lassen, das mir mit kleinem Tribut die langen Wege zu den Schülerinnen verkürzt, das mir die Winterkohle ins Haus schafft.

Mein Antiquitätenliebhaber, Kaufmann Kell, bestellt mich in sein Geschäftshaus auf ein Stockwerk, das halb Wohnung, halb Büro ist. Im ersten Zimmer tippt ein Maschinenfräulein, umgeben von alten Stühlen, einem Renaissancebuffet und einem bunten Holzheiligen. Ich werde gebeten zu warten, und man schiebt mir einen modernen, allereinfachsten Holzstuhl hin. Das Fräulein tippt weiter. Die alten Möbel stehen unerkannt und einsam im Raume umher; ein Zauberbann belegt sie mit Fremdheit. Nur mein Holzstuhl lebt in seiner angestammten Welt. All den bescheidenen oder aufdringlichen, den hoffenden oder ängstlichen Besuchern, allen denen, die hier Geld erwarten, Geld einfordern, Geld entrichten, Geld verweigern, hat er gedient in seiner unübertrefflichen, kargen Sachlichkeit.

Ein unterspitzer Herr, mit kurzen Armen, in einen zu engen, eleganten Anzug gepreßt, öffnet die Tür zum Büro. Er sagt mir, daß er sich freut, mich zu sehen, daß er mich im Konzert hat spielen hören, wann und was weiß er nicht mehr, aber wohl, daß ich auswendig spielte, alles auswendig. — Er hat sich entschlossen, meinen Schreibtisch und meine Kommode zu kaufen, obgleich er eine Menge derartiger Angebote hat, denn die Zeiten sind schlecht. Nun, er kauft auf Zusehen hin. — Ob es mich freut, seine Sammlung zu sehen?

Wir durchschreiten zwei Räume voll von alten Möbeln, Wandbehängen, alten Silberaufsätzen; exotische Götzen hocken in den Ecken, gotische Glasscheiben hängen an den Fenstern. Mein Begleiter weist mit souveräner Gebärde auf dieses und jenes kostbare Stück. Hier werden meine Möbel stehen. Ich höre plötzlich in der Erinnerung ein helles, quitschendes Knirschen. So tönts, wenn man die Schiebladen der Barockkommode aufzieht. Der Laut tut mir weh. Aber die Stimme des fetten Geschäftsherrn dringt auf mich ein: „Zu größeren Gesellschaften in meinem Hause ziehe ich hin und wieder Künstler bei. Ich hatte vor ein paar Wochen erst einen Humoristen, — der war gut, ein famoses Haus — aber ich hab auch gern mal was Seriöses, Musik ist immer erwünscht; vielleicht hätten Sie gelegentlich Lust, wie? Ich gebe fünfzig, sechzig Mark, auch mehr."

Wir stehen stumm vor einander; mein Schweigen wird beleidigend; ich fühle nur eine tiefe Verwunderung, die mich lähmt.

„Wie Sie wollen", brummt der Geschäftsherr. „Ich meinte nur, wenn ich Ihnen einmal die Gelegenheit bieten könnte — es weiß natürlich Niemand, daß Sie honoriert werden."

Nein, das verstehe ich wohl, ich werde „Gast" sein im Hause Kell! Aber nun meine Zahlung? Wie komme ich zu meiner Zahlung? "Wann werden Sie die Möbel abholen?" frage ich.

„Die Möbel?" Herr Kell scheint sie ganz vergessen zu haben. „Also — Die Lieferung ist im Preise inbegriffen. Sobald sie abgeliefert sind, können Sie sich bei meiner Sekretärin melden, im Vorzimmer, wo Sie gewartet haben".

Ich verabschiede mich rasch und ziehe die Tür hinter mir zu.

Hätte ich nicht Zusendung des Betrages verlangen können? Aber jedes Wort troch beschämt in mich zurück.

Im Spiegel auf dem Treppenabsatz halte ich Ausschau über mich. Ich sehe nicht viel anders aus als vor ein und zwei Jahren; ich trage noch dieselben sorgsam geschonten Kleider. Aber meine Person scheint jetzt der Mißachtung, der Kränkung zu rufen. Ja, ich fühle es selbst, mein Unglück ist eine Wunde, die das Ungeziefer anzieht. Es ist Naturgesetz; nichts wird das Ungeziefer hemmen. Die Blüte des Glücks lockt die Schmetterlinge herbei; auch das war mir einst selbstverständlich. Aber Tränen und Beschwerde, Sorgenstirn und schlaflose Nächte stecken die Zeichen der Schwäche auf; und der Schwache ist die Beute. — Zöge doch nur meine Zerbrochenheit einen Strahl göttlicher Klarheit an! Ist es nicht dunkel genug um mich, daß ein inneres Licht mir aufscheine? Aber Sorge und Kränkung lasten wie ein stinkender Dunst zwischen dem Himmel und mir.

* * *

Ich sitze abends im dunklen Zimmer allein mit meinen Fragen. Wie fing es an? Hinter dem Anfang liegt immer noch ein Anfang. Der Anfang weicht zurück bis hinter die Grenzen meiner Kindheit und in das Unbekannte, das vor meinem Wissen liegt. Dort wurden und wuchsen zwei Seelen. Spät, als zu ihrer Jugendkraft erwachte Menschen, fanden sie sich, die Beiden, die das Paradies nicht ganz vergessen hatten, im Lichte jener Welt, wo ein ewiges, seliges Gleichgewicht als Harmonie ertönt. Aber dann sollte ihre schwache Menschlichkeit die Wahl aushalten vor der Willkür des Alltags und gegen die diesseitigen blinden Begierden, Zweifel und Eitelkeiten!

Der Anfang?

Es war Winterabend. Ich saß in unserm Wohnzimmer in der Großstadt. Draußen hörte ich das Surren und Hornen der Autos und das Quitschen und Dröhnen der Elektrischen. Drin war es still, und die Stille schien gefangen mitten im Lärm der Stadt. Ich hörte nur einen regelmäßigen, leisen, ziehenden Ton. Es war der Atem meines kranken Vögelchens. Es hatte sich erkältet, und sein Käfig hing nicht mehr am Fenster, sondern in der geschützten Ecke neben meinem Divan. Der Fink saß unbeweglich auf seiner Stange; er hatte die Federn aufgeplustert, die Augen waren mit grauen Häutchen halb verhängt, und er atmete, atmete aus seiner kleinen kranken Singkehle mühsam pfeifend. Ich hatte ihm Dämpfe gemacht, ihm Medizin in den Wassernapf getropft, und nun hätte ich schlafen gehen können. Aber ich wartete auf Albert. Thee stand für ihn bereit, Früchte und Gebäck. Es ging auf Mitternacht. Nie war er ohne Kunde so lang ausgeblieben in den paar Wochen seit unserer Nestgründung. Wo mochte er sein im Chaos dieser brausenden Stadt?

vorliegenden Schrift befaßt sich mit der wirtschaftlichen und sozialen Lage der Hausangestellten, mit ihrem Verdienst, und ihren Sparmöglichkeiten. Doch auch die hygienischen und ideellen Bedingungen des Berufes, Standes- und Altersfrage, Heiratsmöglichkeit, Arbeits- und Freizeit, Ferien, Diplomierung werden gewürdigt. Da schließlich all diese Dinge den lebendigen Inhalt eines Dienst- oder Arbeitsvertrages ausmachen, weist Fr. Hausknecht auf Struktur und Bedeutung solcher Verträge hin, vergleicht ausländische Verhältnisse mit den schweizerischen, nennt den zürcherischen Normaldienstvertrag, der bisher der einzige in der Schweiz geblieben ist.

(Schluß folgt.)

Die Ablehnung der Todesstrafe,

die unser Parlament letzte Woche anläßlich der Beratung des Strafgesetzentwurfes mit so eindringlicher Wucht vollzogen hat, ist von so großer Bedeutung, daß wir auch in unserm allgemeinen Teil und speziell als Frauen dieses Ereignis in seiner ganzen großen Tagweite würdigen möchten. Denn es ist ein Ereignis. Gerade uns Frauen als Hüterinnen des Lebens hat es immer besonders tief und schmerzlich berührt, daß die Todesstrafe immer noch in unsern Strafgesetzen figuriert, daß es immer noch möglich ist und ausgeübt wird, daß ein Menschenleben, auch wenn es noch so sehr gesündigt hat — gewaltsam und mit voller Ueberlegung, nach reiflichem Urteil, vom Leben zum Tode befördert werden kann. Nicht nur vom rein menschlichen Standpunkt aus, der diese grausame, diese mittelalterliche Blutrache nicht mehr dulden konnte, nicht nur vom fraulichen, der kein Menschenleben hinzuopfern erlaubt, sondern in allererster Linie von dem der konsequenten Logik, des Ansehens des Staates, des Beispiels aus dürfen wir es nicht mehr dulden, daß der Staat selbst mit voller Ueberlegung, mit allen Vorbereitungen gerade die Tat begeht, die er beim andern, dem doch immerhin Affekte, schlechte Anlagen, schlechte Erziehung zugebilligt werden müssen, mit der allerschwersten Strafe büßt. Haben wir es nicht erst vor Jahresfrist im Falle von Sacco und Vanzetti als etwas Furchtbares empfunden und ging damals nicht durch alle unsere Frauenkreise der Ruf, die Abschaffung der Todesstrafe als eine gemeinsame internationale Aufgabe aufzunehmen?

Und welch furchtbare Irrtümer auch der sorgfältigsten Justiz mit unterlaufen können — allein schon ein ausschlaggebender Grund für die Abschaffung der Todesstrafe — das haben erst kürzlich wieder die Erinnerungen des jüngst verstorbenen Direktors des berüchtigten Sing-Sing Gefängnisses in Amerika bewiesen, der Zeit seines Lebens einen Kampf gegen die Todesstrafe geführt hat. Seine „Briefe und Erinnerungen" bringen eine große Zahl erschütternder Erlebnisse. Anläßlich seines Todes wird auch die Erinnerung an einen der entsetzlichsten Justizirrtümer wieder geweckt, die je die öffentliche Meinung in Erregung versetzt haben. Ein 15-jähriger Knabe war eines Sonntags mit einem Kameraden nach dem Sciotofluß gegangen, um zu baden. Er kehrte allein nach Hause zurück, kein Kamerad war verschwunden. Drei Wochen später fand man eine Leiche in dem Schlamm des Flusses, die schon so weit verwest war, daß die Gesichtszüge nicht mehr zu erkennen waren. Die Eltern des verschwundenen Knaben besichtigten die gefundene Leiche, entdeckten ein Muttermal und stellten fest, daß es die Leiche ihres Sohnes sei. Der Knabe, der damals mit dem Freunde zum Baden gegangen war, mußte ihn also getötet haben. Er wurde auf diesen Verdacht hin verhaftet. Zahlreiche Zeugen hatten beobachtet, wie die beiden plötzlich in Streit geraten waren, darauf hatte der eine, in dem sie mit Sicherheit den jetzt Angeklagten erkannten, den andern beim Arm gepackt, ihn zum Flusse hinabgezerrt und geschrieen: „Jetzt werfe ich dich ins Wasser". Der Indizienbeweis war lückenlos erbracht, und der Knabe wurde zum Tode verurteilt. Am Tage vor der Hinrichtung noch versicherte er seine Unschuld. Er und der Freund seien zusammen zum Flusse gegangen, unterwegs hätten sie sich gezankt und gebalgt, aber eigentlich nur im Spaß. Dann habe er nach Hause gehen müssen und sich von Bob getrennt. Weiter sagte er aus, daß der Freund als er sich von ihm getrennt, munter im Wasser umhergeschwommen sei. Die Hinrichtung wurde vollzogen und Augenzeugen schilderten die ergreifende Szene, wie dieser Knabe mit dem unschuldigen Kindergesicht die Todesangst zu unterdrücken versuchte. Er wurde auf den elektrischen Stuhl festgeschnallt. Der Direktor des Gefängnisses forderte ihn auf, sich schuldig zu bekennen. Im Falle des offenen Geständnisses solle noch eine Begnadignung erwirkt werden. Aber der Knabe schüttelte den Kopf. Mühsam stammelten seine Lippen: „Ich bin nicht schuldig. Ich habe Bob nicht getötet". Da gab der Gefängnisdirektor das Signal. —

Erst nach langer Zeit kam die Wahrheit an den Tag. Der Totgeglaubte tauchte in Portsmouth auf. Es war alles genau so gewesen, wie der Angeschuldigte erzählt hatte. Als der Kamerad ihn verließ, war er munter im Fluß umhergeschwommen und hatte sich dabei so verspätet, daß er wegen allzu langen Ausbleibens Strafe zu bekommen fürchtete. Deshalb hatte er es vorgezogen nicht ins Elternhaus zurückzukehren, sondern in die weite Welt hinauszuwandern; er ließ sich als Heizer auf einem Flußdampfer anwerben. Als sein Kamerad hingerichtet wurde, befand er sich viele hunderte von Meilen entfernt und erfuhr nichts von der ganzen Tragödie. Als er sich meldete war es zu spät. Die Justiz hatte ein schuldloses Kind auf grausame Weise vom Leben zum Tode befördert, nicht im dunklen Mittelalter, sondern in der Neuzeit.

Ein Jugendabend für Völkerbundsfragen.

Die st. gallische Völkerbundsvereinigung hat jüngst einen interessanten Versuch — unseres Wissens den ersten in der Schweiz — unternommen. Ausgehend von der Beobachtung, daß in den großen allgemeinen Versammlungen sich die Jugendlichen beengt fühlen und sich nur schwer entschließen, sich zum Worte zu melden, aus direkten Anfragen jedoch wissend, daß immerhin Interesse und Bedürfnis nach Aufklärung unter ihnen vorhanden sei, hat sie sich entschlossen, den Versuch zu wagen, einmal einen eigenen Diskussionsabend über Völkerbundsfragen für die Jugendlichen — und zwar für Jünglinge und Mädchen — zu veranstalten. Es gelang ihr — allerdings eine wesentliche Voraussetzung — dazu den berufenen Kenner aller Völkerbundsfragen und zugleich den aufrichtigen und warmen Freund der Jugend, Herrn Prof. Bovet, zu gewinnen. An alle Jugendorganisationen waren außer den öffentlichen allgemeinen Einladungen noch spezielle Einladungszirkulare ergangen, so an die Pfadfinder und Pfadfinderinnen, an die Knaben- und Mädchengruppen des Wandervogels, an den abstinenten Mädchenbund, an die Kantonsschülerverbindungen, an den christlichen Verein junger Männer, an die katholischen Jünglingsvereine, an die sozialistische Jugendvereinigung, den Freibund usw.

Und sie sind in hellen Scharen gekommen, gut ein Drittel Mädchen darunter. Es war ein herzerfreuender Anblick, diese frische Jugend, wie sie gespannt den allerdings vortrefflichen Einführungsworten von Hrn. Prof. Bovet lauschte, der es meisterhaft verstand, die Idee des Völkerbundes vor die jungen Leute hinzustellen und ihnen das Große daran geradezu ergreifend ins Bewußtsein zu rücken.

Und quellfrisch strömte dann nachher die jugendliche Beredsamkeit. Wohl gut ein Dutzend dieser jugendlichen Votanten ergriffen das Wort und sprachen frisch und frei von der Leber weg, ohne jede Hemmung, keiner in einem irgendwie feindseligen oder negierenden Ton, im Gegenteil! — sie alle suchend und mit einer ganz erstaunlichen Sicherheit gerade die Kernprobleme, die uns alle beschäftigen, herausgreifend. Gleich das erste Votum berührte die Abrüstung, ein zweiter griff den Konflikt der Dienstverweigerung heraus, ein anderer meinte, ob wir mit dem Eintritt in den Völkerbund nicht etwas von unserer Freiheit preisgegeben hätten, die doch von unsern Vorfahren so schwer erkämpft worden und die wir doch die Pflicht hätten, unsern Nachkommen unversehrt weiter zu geben; ein Weiterer: warum der Völkerbund nicht zur Aechtung des Krieges schreite, warum er nicht für Südtirol und gegen Italien einschreite; weiter: ob es nicht richtiger wäre, wenn die Völker ihre Vertreter nach Genf schicken würden statt die Regierung; ferner: wie sich die Arbeiter-Internationale zum Völkerbund stelle oder stellen sollte; ein Anderer wieder griff den Konflikt zwischen Staats- und Weltbürgertum heraus: man müßte statt den nationalen Armeen eine Armee für den Völkerbund schaffen und überall müßten sich Freiwillige zusammentun, die sich verpflichten, nur für den Völkerbund die Waffen zu ergreifen, dann nähme die Jugend auch regen Anteil am Völkerbund; ein anderer wieder meinte, man müßte einmal die Zollmauern radikal niederreißen, erst dann könnte das Ganze größer und weiter werden; wieder ein Anderer: ob der Völkerbund wohl den Mut finde, gegen Ungarn einzuschreiten, denn die willkürliche Vernichtung der geschmuggelten Maschinengewehre von Scent-Gotthard sei doch eine direkte Kampfansage an den Völkerbund usw.

In einem großangelegten Schlußwort von hinreißender Wärme — offenbar selbst ergriffen von den klaren, jugendlichen Augen, die so voll Spannung und gesammelter Aufmerksamkeit auf ihm ruhten — verstand es dann Herr Prof. Bovet trefflich, auf alle die gefallenen Fragen und Zweifel im Zusammenhang Antwort zu geben. An Hand der Entwicklung unseres eigenen Staates aus der Vielheit der Kantone und der Kantonshoheit zu unserem heutigen Bundesstaat mit der Bundeshoheit, an Hand trefflicher Beispiele aus den Ereignissen der jüngsten Zeit, an Hand auch unserer eigenen nationalen Schwächen führte Herr Prof. Bovet diesen Jugendlichen das langsame Werden und Wachsen, die Entwicklung eines solchen Riesenorganismus, eines solchen in der Weltgeschichte überhaupt noch nicht Dagewesenen vor Augen und zeigte ihnen, wie ein solches Gebilde nicht vom ersten Moment an fertig und ohne Tadel dastehen könne, sondern wie alles Organische auch seine Entwicklung und Zeit zu seiner Entwicklung haben müsse. Unsere Jungen waren sichtlich ergriffen, wie wir paar Aeltere ergriffen waren, unsere Jungen so in tiefem Ernste, so ganz diesem großen Gedanken sich öffnend zu sehen. Man sagt so oft, die Jugend habe heute nur noch Verständnis für Fußball und Sport. Dieser jugendliche Diskussionsabend mit seiner ehrlichen Frische, der zudem eine so erstaunliche Vertrautheit mit den Völkerbundsproblemen erwies — einzelne zitierten Paragraphen um Paragraphen des Paktes, ein Beweis, wie gründlich sie sich schon mit der Materie befaßt hatten — hat (wir wußten es zwar schon immer, uns ist der Glauben, der frohe Glauben an die Jugend nie verloren gegangen), das Geöffnetsein der Jugend für große Menschheitsfragen aufs neue in beglückender Weise bewiesen.

Und so gingen wir denn alle, die vielen Jungen und wir paar Aeltere — es war längst 11 Uhr vorüber — mit dem Bewußtsein auseinander, einen ergreifenden Abend miteinander erlebt zu haben. Möchte doch auch in andern Städten ein solcher Versuch, auch die Jugend für den Völkerbund zu gewinnen, unternommen werden. Die st. gallische Vereinigung glaubt, ihm eine Schar neuer, verständnisvoller junger Freunde, Jünglinge und Mädchen, gewonnen zu haben.

Endlich!

Also endlich! Die englischen Frauen werden aufatmen. Baldwin hat nämlich in einer Frauenversammlung kürzlich angekündigt, daß die Vorlage, um die die englischen Frauen nun schon so lange kämpfen und die ihnen die Erteilung des Wahlrechtes mit 21 Jahren wie den Männern statt wie bisher mit 30 bringen soll, daß diese Vorlage nun endlich diese Woche dem Unterhause zugehen und daß sie wahrscheinlich zeitig genug verabschiedet werde, damit bei den nächsten Wahlen die neuen Bestimmungen angewendet, daß also bei den nächsten Parlamentswahlen die Frauen unter 30 Jahren auch wahlberechtigt sein werden. Sie werden den Frauen einen Wählerinnenzuwachs von unseres Wissens gegen 4 Millionen bringen. Soeben erfahren wir, daß die Vorlage dem Unterhause zuging und daß dieses Eintreten in die Diskussion beschlossen hat.

Keine Mobilisation der Frauen in Frankreich.

In französischen Frauenkreisen hat in der letzten Zeit das Gesetz „Paul Boncour" viel von sich reden gemacht. Dieses sah nämlich im Kriegsfalle die Mobilisierung sämtlicher französischer Bürger, ohne Unterschied des Geschlechts noch des Alters vor. Darnach wären also auch alle Frauen aufgebotspflichtig gewesen. Natürlich nicht für den offenen Kampfe, sondern für den Hilfsdienst hinter der Front. Das Gesetz, das von der Kammer seinerzeit immerhin in seinen Grundsätzen gebilligt worden ist, hat in französischen Frauenkreisen eine ganz verschiedene Beurteilung erfahren. Die einen wollten sich für den „Dienst für das Vaterland" bereit finden lassen, die andern wehrten sich dagegen, daß man ihnen hier eine Pflicht zumute, ohne ihnen auch die entsprechenden Rechte zu gewähren, und die dritten weigerten sich überhaupt, als Frau zu jeglichem Kriegsdienst die Hand zu bieten. Diese vielseitigen Proteste scheinen ihre Wirkung doch getan zu haben, wenigstens hat der Senat im Gegensatz zur Kammer das Obligatorium gestrichen und nur die Freiwilligkeit in das Gesetz aufgenommen. Die Frauen können also nicht zum Kriegshilfsdienst gezwungen, sondern nur auf freiwilligem Wege herbeigezogen werden. „Daß das Land auf diese Freiwilligkeit in der Stunde der Gefahr zählen dürfe, habe der letzte Krieg bewiesen," schreibt dazu „La Française".

Vom Frauenstandpunkt aus darf man sich über die Aufhebung dieses Gesetzesparagraphen nur freuen. In der Tat, auch wir fanden es ein starkes Stück Zumutung, den Frauen so weitgehende Pflichten zuzumuten, ohne ihnen die entsprechenden Rechte zu gewähren, ohne sie darüber zu befragen oder sie darüber abstimmen zu lassen. Und überhaupt, gegen eine Militarisierung der Frauen sollten wir uns mit allen Kräften wehren, es ist schon genug, daß wir die männliche Wehrpflicht haben. Ginge es nach uns Frauen, unsere Männer dürften überhaupt keine Kriege mehr führen, wir brauchten dann auch keine Wehrpflicht mehr und kein Militär. Es ist die Zukunftshoffnung von uns Frauen, daß es einmal so weit kommen möge.

Internationale Persönlichkeiten.

Baronesse Sophie Mannerheim,

die Ehrenvorsitzende des Internationalen Krankenpflegerinnenbundes †.

Am 9. Januar entschlief eine der hervorragendsten Frauen Finnlands, Pionierin auf dem Gebiete der Krankenpflege, die Oberin des Chirurgischen Krankenhauses in Helsingfors, Baronesse Sophie Mannerheim.

Mit ihr hat eine Persönlichkeit großen Maßes das Zeitliche gesegnet. Hohe Intelligenz und ein tieffühlendes Herz verbanden sich in ihr mit starkem Willen und einer Zielbewußtheit, die sich unmittelbar in Handlung umsetzte, sofort die geeigneten Hilfsmittel fand und die richtigen Formen einer effektiven Organisationstätigkeit erfaßte.

Ihre Ausbildung in der Krankenpflege genoß sie

Zur Lebensvertiefung:

„Ich wuchs an allem, das mir ward".

Wir haben erkannt, und halten unsere Erkenntnisse heilig, daß die Pflege der Seele — wirklich — wichtig ist.

Darum möchten wir sie — ach so gern — in uns und unseren Nächsten hüten, bewahren, stärken. Aber wie kann man das?

Es kommt die Hast des Lebens; und die Sorge ums Alltägliche verschlingt alle Zeit und Kraft. Der Tag ist so übervoll an Arbeit, daß immer nur das Nächstliegende bedacht und der Bedarf des Augenblicks befriedigt werden kann. Wohl stehen wir am Abend still — todmüde — und fragen uns: was tatest du für deine Seele? Suchend läuft man den Weg des Tages noch einmal zurück, betrachtet die geleistete sichtbare Arbeit; bedenkt die unsichtbare: man sah, daß sich alles zur rechten Zeit und in der rechten Weise vollzog, beantwortete hundert Fragen, beschäftigte die Kinder, fühlte sich hinein in fremdes Schicksal und überlegte die Möglichkeiten einer Hilfe, suchte Frieden zu schaffen und manches andere.

Und dies viele Getriebe ist nicht nur am Werktag - denn wann haben kinderreiche Mütter Ferien? —, auch am Sonntag zerren hundert Rücksichten hierhin und dorthin. — Für die Seele aber taten wir nichts, hatten keine Zeit und bis in den Himmel ist's noch weit! Wohl fühlten wir unserer Seele Sehnsucht, wie sie heraus möchte aus dem Zwang und der Kerkerschaft der Materie, wie sie nach Weite und Freiheit verlangt, nach Stille — Besinnlichkeit, Schönheit und Freude, nach all den Dingen, an denen unser heutiges Stadtleben so arm ist.

Voll Bangigkeit im Herzen fragen wir uns: kann denn die Seele auch in einer Atmosphäre leben, die von Not und Konkurrenzkampf, von Mißtrauen, Neid und Haß verseucht ist? Von was lebt die Seele?

Vor meinem geistigen Auge steht ein Bild, das mir aus früheren Zeiten in Erinnerung ist:

Auf einsamer Felsenhöhe steht — zerzaust und zerschunden — aber knorrig und fest — eine uralte Tanne und darunter stehen die Worte: „ich wuchs an allem, das mir ward."

Diese Bergtanne hatte glühende Sonne und schneidenden Frost erlitten, sie war vom Sturm gebeugt, nach allen Richtungen geworfen, von allen Seiten gepeitscht, war von der Ungunst der Verhältnisse zerrissen und verkrüppelt und stand — dennoch — den Kopf hoch der Sonne zugewandt, dem Lichte entgegen gestreckt!

Unsere Instinkte und Triebe sind vielfach verkümmert und verbildet — aber wir wissen doch, daß auch wir — unsere Seele — vom Licht und vom Lichten lebt. Auch im Hasten und Jagen weltlichen Tuns, auch in Leid und Not ist Licht. Es gibt keinen Schatten ohne Licht, und „alles Licht kommt aus den Augen Gottes".

Die Lichtflamme unserer Seele entzündet und erhält sich am ewigen Licht, welches immer und überall und in Allem zu finden ist. In dem Maße als wir dieses Licht finden, wird unsere Seele leben! Es ist — wirklich — wichtig, daß wir uns, gerade in dunkeln Tagen — bewußt dem Licht zuwenden.

Agnes Meyer.

Das Vögelchen pfiff seinen mühsamen Atem. Ich schlug die Divandecke um mich und wartete. Mitternacht. Eins. Zwei Uhr. Drei Uhr. Die Nacht war still geworden; auch die Großstadt hielt endlich ihren Atem an; und mir wurden diese Stunden bedeutsam. Ich wartete zu zum ersten Mal in meinem Leben. Bisher wußte ich nicht, was warten heißt, warten in allen Zweifeln, ausgestreckt in Angst, Verlangen und Beklemmung nach der nächsten Minute, der nächsten und wieder der nächsten. Ich konnte nicht schlafen; ich mußte horchen in mich selber, in die Nacht, in die Zukunft. Ich fühlte etwas Neues, Banges, ein Schicksal, das mir von außen kam, vor dem ich allein und ratlos stand, ohne Genossinnen, ohne Meister, ohne Erfahrung, im Zwang einer ungebändigten Liebe.

Plötzlich hörte ich ein nahes, weiches Geräusch. Mein Sinn zuckte zurück von weither. Das Vögelchen pfiff nicht mehr. Der Käfig schien leer. Nein, am Boden, im sauberen Sand lag eine kleine grüngelbe Federnwolke. Merkwürdig dünn und schlaff war das Gefieder geworden. Die grauen Häutchen hatten sich über den Augen geschlossen.

Ist es so traurig, wenn ein Vögelchen stirbt?

Aus meinem übernächtigten Wesen heraus meinte ich wie ein verlassenes Kind. Der Schlaf kam aus den Tränen wie zu einem Kind.

Gegen Mittag lag ich erwachend noch auf dem Divan. Der gedeckte Tisch wartete unberührt; im Käfig wars still. Aber drüben im Schlafzimmer hörte ich schnarchende Atemzüge aus weinschwerem Schlaf.

Ich bekomme Stunden am Konservatorium. Es ist nötig, denn die Forderungen der nächsten Monate erdrücken mich. Umzug, Miete, Steuer, Heizung! Das Leben scheint mir wie ein harter Gläubiger, der den Schuldner weißbluten läßt. Ich zahle mit Blut: das Kraftwerk des Körpers ist erschöpft. Ich habe die Anfragen eines Dirigenten und einer Konzertagentur erhalten. Eine Probe auf meine Leistungsfähigkeit fällt negativ aus. Doch dies ist ja nur Nebensache. Aber wie soll ich je wieder in die Welt der Harmonie, in das Paradies meiner Sehnsucht aufsteigen, so mit Sorge und Bitternis beschwert? Ich bin vergiftet vom Trank der Enttäuschung, den der liebste Freund mir bot. Ich hätte nur Wehmut und Verzweiflung zu erwarten, wenn mich der Ruf der reineren Welt träfe.

Alle Ergriffenheit meiden — die praktische, sachliche Angelegenheit der Daseinsfristung allein bedenken, das ist meine künftige Lebensmöglichkeit.

* * *

Was ich auch in meinen verlassenen Räumen beginne, ein Teil von mir sucht, horcht, wartet, sehnt sich, ist immer in Spannung und lauscht ins Leere. Da ist ein geräumter Schrank, ein zweckloser Aschenbecher, ein verlassener Korbstuhl — Und wenn jede äußere Spur getilgt wäre, so käme doch am goldenen Faden eines Abendsonnenstrahls und in der Schwingung der Sonntagmorgenglocken in diese Räume der Vergangenheit wieder ein Schein des alten Glanzes, verlockend, täuschend und enttäuschend, das Herz in die Leere des Verlustes reißend.

Es ist Abend, früher Herbstabend, und das Suchen treibt mich fort, aus den Mauern, hinaus, durch stille Wege, alte Gassen, bis an den Strom hin, wo unter den Brücken die Heimatlosen eine Zuflucht für die Nacht finden. Das Wasser hat eine geheimnisvolle Anziehung für alle, die sich nach der stillenden Flut sehnen. Ich gehe auf dem schmalen Quadernweg den gurgelnden Wellen entlang. An einer feichten Stelle patschen lärmend ein paar verspätete Ausreißer und suchen nach Gründlingen. Wenige Schritte weiter, hinter einem umgestürzten Handkarren, liegt ein Bündel Kleider, Frauenkleider. Sie verhüllen eine Gestalt, ein Wesen, das den Kopf auf ein Häufchen Sand gebettet hat. Ich sehe wirres, rotes Haar, das einem zerzausten Knoten entquillt. Das Gesicht ist verborgen. Ein zerfetzter Schuh hängt aus dem andern Ende des Bündels. Ich brauche nicht viel zu sagen — „Essen, — Geld —" und eine Hand — junge, beschmutzte Haut — schiebt sich hervor, öffnet sich und schließt sich über dem Metall.

Die Jungens haben nichts bemerkt und patschen weiter. Die Flut, die alles Unglück stillt, pfeift in langen Wellen dahin. Ich gehe in meine Mauern zurück, die ein Heim sind.

* * *

Der Umzug ist überwunden.

Mein Raum, der nun Schlaf- und Wohnzimmer, Schulstube und Küche für die kleinen Mahlzeiten ist, liegt in einem Zweifamilienhaus zwischen einer guten Stube und einem Büro, über einem Eßzimmer und unter einer Schlafkammer. Es ist zu bedenken, daß es Menschen gibt, die nur eine einzige Wand oder gar keine zur Miete haben oder nicht mehr als die Benützung eines Bettes von acht Uhr abends bis sechs Uhr morgens. Zudem besitzt mein Raum Vorzüge: er ist nicht ganz gegen Norden gelegen und nicht unmittelbar überm Keller oder unterm Dach. Ich weiß das nach einer erfahrungsreichen Suche zu schätzen. Nur die Tapete bekümmert mich: sie ist von einem so mißlichen Gelbbraun, von dem sich braungelbe Blumen abheben, daß alles, was davor hängt, oder steht, entweder heruntergekommen oder befremdlich aussieht. Der Flügel steht da wie in einem Möbellager zum Verkauf ausgestellt. Die Stammesväter mit den pelzverbrämten Scharlachmänteln lehnen hinterm Schrank, Kopf gegen die Wand.

Ich habe mich während der ersten Tage verleugnen lassen; das Herz war überbeschäftigt. Heut hat sich jemand mit List den Eingang erzwängt. Andrea erscheint in der Tür, im Pelzmantel und strahlend rosig. Nun, einmal mußte es sein. Aber ihr Zimmermädchen steht auch da und späht in mein Gelaß. Das ist mir peinlich.

„Endlich ist die Burg erstürmt! Weißt du, daß man mit List und Tücke bei dir eindringen muß?"

Andrea plaudert, lächelt und fühlt sich mit diskret beherrschtem Blick in das Zimmer ein. „Hier ein Grüßchen zur Hauseweihe. Es ist nicht meine Schuld, daß es so spät kommt, du Einsiedler!" Sie heißt das Mädchen seinen Korb abstellen. Da werden Blumen ausgepackt, ein festlich bezuckerter Kuchen und eine Rolle in Steifpapier. Eine Rembrandt-Radierung enthüllt sich unter meinen Fingern, die ich mir einst in besseren Zeiten gewünscht habe.

„Wie lieb, Andrea, daß du daran noch dachtest! Das wird für die nächste Tapetenära aufgehoben".

„Nja", sagt Andrea zögernd, als bemerke sie den Uebelstand erst jetzt, „Tapeten sind in solchen Zimmern, ich meine in Miethäusern, nie nach dem persönlichen Geschmack. In der Wohnung, die mein Bruder neu bezogen hat, waren nicht weniger als acht Zimmer ganz unmöglich in der Farbe. Er hat alle acht neu tapezieren lassen müssen. Das kannst du ja leicht nachholen, wenn du mal auf der Reise bist, im Frühjahr oder im Sommer".

Der Besuch wird überstanden, ohne vieles Gerede über Ergehen und persönliche Verhältnisse. Und doch

vor allem in England. Nach Finnland zurückgekehrt, gestaltete sie die Krankenpflege in der Heimat um und widmete sich, reich an Initiative, mit besonderer Fürsorge der Krankenpflegerinnenausbildung, deren Niveau durch sie eine wesentliche Hebung erfuhr.

Aber auch der von ihrem Bruder, dem „weißen" General Finnlands, gegründete Verband für Kinderschutz, ferner das finnländische Rote Kreuz und ihre eigenste Schöpfung, die „Kinderburg" — ein Mütter- und Kleinkinderheim — empfingen von ihr wertvollste Impulse und standen dauernd unter ihrer Einwirkung.

Auch in internationaler Zusammenarbeit spielte sie eine hervorragende Rolle. Neben den nordischen Organisationen, deren Mitarbeiterin sie war, war sie lange Jahre hindurch Mitglied des Vorstandes des Internationalen Krankenpflegerinnenverbandes und seit 1925 seine Ehrenvorsitzende.

Die Verstorbene bleibt uns, sagen die „Internationalen Nachrichten" von ihr, ein edles Vorbild würdiger Humanität, unermüdlicher, liebreicher Tätigkeit.

Gedächtnisfeiern zu Ehren von Josephine Butler.

Am 13. April werden es 100 Jahre sein, daß in einem englischen Dorf diese Frau geboren wurde, deren beharrlicher Mut in ihrem Kreuzzug gegen Laster und Unsittlichkeit stets ein leuchtendes Vorbild bleiben wird. Am 28. April werden in England zu Ehren dieses hundertjährigen Geburtstages große Veranstaltungen stattfinden. Denn Mrs. Butler wird dort als die Heldin gefeiert, die mit unerschütterlichem Mut die Fesseln der doppelten Moral gebrochen hat, indem sie die Aufhebung der Reglementierung, an der manche Länder noch so schwer tragen, für England durchgesetzt hat.

Unsere Schweiz wird bei diesen Feiern nicht zurück bleiben, hat doch Josephine Butler sie oft besucht und auf die Frauen ihrer Generation einen weitgehenden Einfluß ausgeübt. Schon hat sich in Genf ein „Komitee der Jahrhundertfeier für Josephine Butler" gebildet, das auf Mitte April eine größere Veranstaltung im Reformationssaal plant.

Die Berufseignung der Frau.

Von Dr. Franziska Baumgarten-Tramer.

(Schluß.)

Diesen günstigen Urteilen sei gegenübergestellt, was durch den Gewerkschaftsführer der Konsumgenossenschaften Berlin und Umgebung, A. Mirus, hervorgehoben wurde, daß „im allgemeinen Frauen nicht mit dem Ernst und dem Streben ins Erwerbsleben treten, wie es bei den Männern der Fall ist, denn der Mann weiß, daß sein Beruf die Erwerbsquelle fürs ganze Leben bildet, während die Frau damit rechnet, nach der Verheiratung nicht mehr aufs Verdienen angewiesen zu sein. Dadurch wird das Streben, sich im Beruf zu vervollkommnen, unterbunden. In den Jahren, wo eine Frau nicht mehr auf die Verheiratung rechnet, widmet sie sich den Berufsinteressen mit viel mehr Ernst als vorher." Ueber die Leistungsfähigkeit der Frauen äußert er sich: „ich kenne Frauen, von denen ich überzeugt bin, daß sie in ihrem Beruf den Vergleich mit dem tüchtigsten Kaufmann aushalten."

Ist so von praktischer Seite aus im allgemeinen den Frauen ein gutes Zeugnis zur Eignung für die verschiedensten Berufe ausgestellt, so tragen auch die wissenschaftlichen Untersuchungen der letzten 15 Jahre mit der Entwicklung der praktischen Psychologie, die sich speziell mit Eignungsprüfungen der Menschen beschäftigt, zur Beantwortung dieser Frage von der theoretischen Seite bei. Da wurden Untersuchungen angestellt über die Eignung von Männern und Frauen zu Schreibmaschinisten, wobei die Frauen nicht schlechter abschnitten als die Männer; zum Telephonberuf, wofür sich die Frau ihrer höheren Stimmlage und ihres zuvorkommenderen Wesens besser eignet; zur Bedienung an den Maschinen; zum Versicherungsagentenberuf, in dem die Männer im allgemeinen für den Abschluß schwieriger Geschäfte für geeigneter gehalten werden, die Frauen dagegen für kleinere Dinge, bei denen es mehr auf die Geduld ankommt. Auch die Kranken- und Unfallstatistik hat bereits wertvolles Material zu diesen Fragen beigebracht.

Aus solchen Feststellungen ergibt sich eine weitere Frage, die zurzeit lebhaft erörtert wird: Gibt es spezifisch männliche und spezifisch weibliche Berufe?

Eine systematische Untersuchung hat bisher nur der Berliner Psychologe O. Lipmann durchgeführt, der sich die Frage vorlegte, ob es überhaupt psychische Geschlechtsunterschiede gebe. Auf Grund eines sehr reichen Materials kam er zu dem äußerst wichtigen Schluß, „daß es keine einzige psychische Eigenschaft gibt, die sich ausschließlich bei dem einen oder bei dem andern Geschlecht fände." Ferner hat Lipmann auch feststellen können, daß diese, beiden Geschlechtern gemeinsamen, psychischen Eigenschaften auch keinen wesentlichen Unterschied im Grade darstellen. Dagegen ergab sich die interessante Tatsache, daß „die mittleren Grade irgendwelcher Eigenschaften, irgendwelcher Leistungsfähigkeiten bei Frauen sich häufiger, dagegen extrem hohe und extrem niedere Grade bei Männern häufiger finden."

Wenn wir heute also von männlichen und weiblichen Berufen sprechen, so können wir dies nur in dem Sinne tun, daß die bisherige Stellung der Frau sie in eine ganze Reihe sogenannter hauswirtschaftlicher und philantropischer Berufe gewiesen hat, so daß sich eine bestimmte Tradition bilden konnte. Aber diese darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Frauen sich auch zu vielen Berufen, die als männlich bezeichnet werden, vorzüglich eignen. Lipmann kommt denn auch zu dem Schlusse, daß man vom Standpunkt des Vorhandenseins derselben psychischen Eigenschaften jeder Frau ebenso wie jedem Manne jeden Beruf zugänglich machen soll, für den sie Neigung empfindet. Alle Gesetze, die der Frau irgend einen Beruf verbieten, sind ungerecht und beruhen auf Unkenntnis der wissenschaftlichen Tatsachen.

Aber die Eignung der Frau zum Beruf darf nicht nur vom Standpunkt ihrer psychophysischen Befähigung untersucht werden, denn die Berufseignung der Frau hat auch eine soziale Seite, die berücksichtigt werden muß, das ist die Mutterschaft. Es ist bekannt, daß die Zahl der berufstätigen Frauen einem großen Wechsel unterliegt, d. h. daß die Frau nach ihrer Verheiratung den Beruf verläßt, um sich ganz den Pflichten als Hausfrau und Mutter zu widmen. Dies ist sowohl bei den niedern wie bei den höhern Berufen der Fall. Dieses Ausscheiden der Frau aus dem Beruf bedeutet die Vermeidung eines Konfliktes. Denn dieser kommt für jede Frau, die den Beruf ausüben und gleichzeitig einen Haushalt besorgen muß. Sowohl der Beruf wie die Hauspflichten stellen an ihre Kräfte hohe Anforderungen und es heißt dann beiden Herren dienen, beide befriedigen. Für die höhern, gut entlöhnten Berufe mag man sich mit Dienerschaft einigermaßen behelfen. Nicht so aber die große Masse der Frauen, die den Beruf nach der Verheiratung behalten, weil sie eben nicht vermöglich sind und sich die Mittel zur Existenz verschaffen müssen. Der im September 1926 in Bordeaux abgehaltene „Erste Internationale Kongreß für Frauenhilfe" faßte z. B. Resolutionen, wonach die Berufstätigkeit der verheirateten Frau ein notwendiges Uebel wäre. Die Bestrebungen der Gesellschaft müßten dahin gehen, daß der Mann genügend verdiene, damit die Frau nicht gezwungen sei, einen Beruf auszuüben. Wenn das nicht in absehbarer Zeit erreicht werden könne, so solle mindestens für die verheiratete Frau eine Halbtagsarbeit eingeführt werden, wie sie bereits in Amerika in vielen Betrieben bestehe.

Fast gleichzeitig mit dem Kongreß in Bordeaux tagte die Jahresversammlung des Bundes englischer Frauenvereine, wo dieselbe Frage mit ganz anderem Ergebnis diskutiert wurde. In sehr überzeugender Weise wurde der Tendenz zugestimmt, daß die verheiratete Frau ihren Beruf weiter ausüben solle. Die Kinder würden eine viel weitere und umsichtigere Erziehung erhalten, wenn die Mütter noch etwas anderes verstehen als nur die Wirtschaft. Auch könne gerade die verheiratete Frau der Oeffentlichkeit am besten dienen. Und ferner übe die berufliche Tätikeit der Frau eine sehr erfreuliche Wirkung auf die Gestaltung der Hauswirtschaft aus. Denn die Frauen, die beruflich arbeiten, hätten bald bemerkt, wie rückständig die Arbeitsmethoden des bisherigen Haushaltes noch seien und sie seien nun bestrebt, die ganze Frauenarbeit in der Hauswirtschaft ökonomisch und rationell zu gestalten, wie wir das in Amerika, in Frankreich und nun auch in Deutschland sehen. Wir sehen also zu gleicher Zeit zwei entgegengesetzte Beschlüsse von Frauentagungen und man muß sie als zwei entgegengesetzte Strömungen im Leben der berufstätigen Frau ansehen: Ein großer Teil der Frauen greift zum Berufsleben nicht aus innerm Antrieb, sondern aus materieller Notwendigkeit und dieser Mehrheit bedeutet der Beruf eine Bürde. Man muß einer solchen in der Mutterschaft ihr höchstes Ziel erblickenden Frau beipflichten, daß das Berufsleben keine adäquate Beschäftigung für sie sei. Der andere, allerdings kleinere Teil der Frauen sieht in der Berufstätigkeit ein Lebenserfüllung.

Trotz des unzweifelhaft großen Fortschrittes nun, den das Berufsleben der Frau in den vergangenen Jahrhunderten genommen hat, ist es aber heute noch nicht frei von schweren Kämpfen. Die Frau muß noch dauernd mit dem Unwillen, wenn nicht mit dem Haß des Mannes als Konkurrentin rechnen. Man bewertet ihre Leistungen viel niedriger als die des Mannes, was sich vor allem in der Entlöhnung zeigt. In den höheren Berufen wird sie einer schonungsloseren Kritik unterworfen, als sie der Mann an ihrer Stelle erfahren würde, man schweigt sie tot, übersieht ihre Arbeiten oder erwähnt sie nur nebenbei.

Die moderne berufstätige Frau kämpft also zur Zeit auf verschiedenen Fronten: 1. um den Anforderungen des Berufes zu genügen, da ihre Ausbildung geringer ist als diejenige des Mannes; 2. um die Pflichten, die aus ihrer gleichzeitigen Stellung als Gattin und Mutter erwachsen, zu erfüllen; 3. um die Hindernisse zu überwinden, die ihr die Gesellschaftsordnung in den Weg legt. Aber trotz all diesen Schwierigkeiten ist eine Rückkehr zu frühern Zuständen nicht mehr möglich. So wie man trotz allen mißlichen Begleiterscheinungen der Entwicklung der Technik doch nicht mehr zu den Zeiten des primitiven technischen Zustandes zurückkehren würde, so wird man auch zu der strikten Arbeitsteilung „die Frau im Hause und der Mann im Beruf" nicht mehr zurückkehren. Wohl werden noch viele Frauen sich weigern, diesen neuen Weg zu gehen und man muß ihnen nur wünschen, daß die materiellen Verhältnisse dies ihnen auch gestatten. Aber diejenigen, die ihn aus innerm Antrieb betreten haben, können es in der Zuversicht tun, daß sie dazu die Berechtigung besitzen. Denn es sind Menschengesetze und nicht Naturgesetze, die ihnen bisher Schranken gesetzt haben.

Es geht vorwärts!

Ja, gottlob, es geht vorwärts! Mit was? werden unsere Leserinnen neugierig fragen? Freudig und auch ein klein bischen stolz antworten wir: Mit unserm Frauenblatt! Es hat ja manche Schwierigkeiten durchgemacht, das wissen unsere Freunde alle und wir haben auch kein Hehl daraus gemacht. Aber nun scheint doch der Tiefpunkt überwunden zu sein. Das hat die letzte Generalversammlung der Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt" vom letzten Samstag in der „Spindel" in Zürich deutlich erwiesen. Dank allseitiger Anstrengung und Opferwilligkeit, für die auch hier allerorten noch einmal aufs wärmste gedankt sein soll, ist es dem Frauenblatt gelungen, sich ein gutes Stück aus der schlimmen Lage heraus zu arbeiten. Die Abonnentenzunahme ist erfreulich, wenn ihr als Dämpfer auch wieder Abgänge gegenüberstehen. Noch sind wir freilich nicht aus allen Sorgen heraus: Noch dreihundert neue Abonnenten zu den alten und dieser Bestand dann gesichert — und wir hätten gewonnen! Aber wir wollen nicht nur aus den Sorgen heraus, wir wollen auch weiter kommen. Wir wollen unser Blatt ausbauen, daß es immer mehr alle Interessen der schweizerischen Frauenwelt umfassen kann, daß es wirklich das schweizerische Frauenblatt wird. Dazu fehlt es uns aber immer noch an dem nötigen Mitteln. Und darum bitten wir unsere Leserinnen und Freunde herzlich, doch in ihrer Mühewaltung und Freundschaft nicht nachzulassen, sondern — wie wir an der Generalversammlung — aufs neue wieder eine Begeisterung für unser gemeinsames Werk und unsere gemeinsame Aufgabe zu fassen. Es muß und wird vorwärts gehen! Wenn nun jede Abonnentin sich vornehmen wollte, gerade in diesem ersten Begeisterungsanlauf uns **eine**, auch nur eine, **neue Abonnentin** zuzuführen? Wäre das sein! Die einzelne kostet es nicht viel Mühe und uns würde es einen Riesenschritt vorwärts helfen! Liebe Leserinnen und Freunde — dann würde ich Euch alle vor lauter Freude einfach umarmen!

Eine kleine Pille gibt's aber dennoch zu schlucken. Aber wir glauben fest, liebe Genossenschafterinnen, Ihr lächelt, wenn wir Euch bitten, Euch auch diesmal keinen — Zins zahlen zu müssen. Es tröstet uns dabei immerhin, daß der „Verlust" für die Einzelne nicht schwerwiegend ist und sie dieses Opferlein gewiß gerne auf den Altar der gemeinsamen Sache legt. Aber wir hoffen doch zuversichtlich, auch noch einmal in die „stolze" Lage zu kommen, unser Genossenschaftskapital gebührend verzinsen zu können.

An die statutarischen Verhandlungen — Jahresbericht, Kassabericht, Redaktionsberichte — schloß sich eine interessante Aussprache über eine eventuelle Umgestaltung des Blattes im Sinne einer größeren Popularisierung. Denn es gelangen in diesem Sinne immer wieder vereinzelte Stimmen an den Vorstand. Man müsse, um die Masse der Frauen zu gewinnen, notwendigerweise dort anknüpfen, wo sich überhaupt anknüpfen lasse, nämlich beim Heim, bei der Hauswirtschaft, bei praktischen Interessen wie Nähen und Kochen. Dem wurde gegenüber gehalten, daß man mit Kochrezepten und Schnittmustern die Frauen nicht über ihren engen Kreis hinausführe und daß man keine Frauenbewegung „mache", wenn man von ihr nicht sprechen soll. Es scheint eben der wirkliche Zweck unseres Blattes immer noch da und dort verkannt zu werden. Es will — im Gegensatz zu den meisten andern Frauenblättern, die nicht gerade Fachblätter sind, den öffentlichen Interessen der Frauen dienen, den frauenpolitischen, für die eben bisher noch ein Organ fehlte. Es möchte die Frauen über die Isoliertheit ihres hauswirtschaftlichen Kreises hinausführen und sie in Verbindung bringen mit den frauenpolitischen Fragen unserer Zeit. Den frauenpolitischen Willen wollen wir bilden, stärken, wecken, überhaupt ins Bewußtsein bringen — „frauenpolitisch" dabei nicht im Sinne von parteipolitisch, sondern von der Sonderstellung der Frau zu den Fragen der Zeit her begriffen. Wir betonen aber dabei ausdrücklich, daß wir Heim und Haus — wir müßten ja keine Frauen sein — bei Leibe nicht etwa unterschätzen, sondern ihm auch weiter alle unsere mögliche Aufmerksamkeit schenken, wie dies bisher schon geschehen ist und auch anerkannt wurde. Und wie wir sie als durchaus zugehörig zu unsern Aufgaben betrachten. Denn es macht sich doch gerade gegenwärtig eine so überaus interessante Strömung unter den Hausfrauen geltend. Von anderer Seite wieder wurde betont, daß, wenn das Blatt zu sehr popularisiert würde, es dann die Männer nicht mehr lesen, wie es doch bis jetzt oft der Fall sei. Einer dieser Herren z. B. sei der Stadtpräsident von . . . — unsere Leserinnen verzeihen, wenn wir den Namen nicht nennen, aber dem Herrn Stadtpräsidenten hier ein kräftiger Handschlag für diese Gesinnungsgemeinschaft! —, dessen erste Zeitung am Samstag Abend das Frauenblatt sei. Das richtigste dürfte wohl jenes Votum ausgedrückt haben — und wir stimmen ihm aus vollem Herzen bei — das meinte, es dürfte wohl schwer halten, die Forderungen nach Betonung der mehr praktischen Hausfraulichkeit in Form von Kochrezepten, Handarbeitsmustern, Modeberichten, Anleitung zu Krankenpflege usw. so zu gestalten, daß die intellektuelle, die mehr geistig eingestellte Frau, nicht zu kurz dabei käme, daß es ihr ein Vergnügen bliebe, das Blatt zu lesen. „Auch die Frauen sind zu differenziert, ihre Interessen zu verschiedenartig, als daß man es leichterhand allen recht machen kann. Und schließlich sollte doch die geistig — ich sage absichtlich nicht „höher" stehende — Frau, aber die besser gebildete, die geistig beweglichere, das Niveau dieses Frauenblattes bestimmen und von ihrer vielleicht weniger geschulten Schwester erwarten dürfen, daß sie sich ihrer Führung anvertraut und versucht, ihr auch da zu folgen, wo es ihr vielleicht nicht ganz ohne Anstrengung möglich ist."

So ergab die ganze weitvolle Aussprache die Gewißheit, auf der bisher eingehaltenen Linie im großen und ganzen weiter zu fahren. Wir sind uns dabei wohl bewußt, daß wir Pionierarbeit leisten und daß Pionierarbeit niemals leicht ist. Aber wir haben doch die Zuversicht, daß wir es „schaffen" werden. Denn es geht vorwärts, entschieden vorwärts! Das hat das verflossene Jahr bewiesen. Und mögen auch noch-

---

bin ich aufgebracht nachher. Ich gebe der Hausfrau schärfere Verordnungen: nur meine Schüler werden eingelassen. Da weist sie mir die Karte eines Herrn vor, der mich in beruflicher Angelegenheit um eine Zusammenkunft bittet. Dr. Hugo Diehl. Hugo Diehl? Ein Altersgenosse, einstiger Tanzpartner. Er war immer ein wenig lächerlich, ein schüchterner Junge mit Neigung zur Dickleibigkeit. Hat sich als wohlhabender Hausherr zu einem Freund der Künste entwickelt, Albert und ich wurden üppig bei ihm bewirtet nach unserm letzten Konzert. Als ich Klavierstunden ausschrieb, meldete er mir seinen Sohn als ersten Schüler an, einen fünfzehnjährigen, gutmütigen, phlegmatischen Jungen. Und nun —? In diesem Zimmer? Nein, das „Empfangen" hat für mich ein Ende. Ich werde künftig darum bitten müssen, empfangen zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Onkel Tom's Hütte

(erschienen am 20. März 1852, ist also nunmehr 75 Jahre alt. Die Verfasserin Harriet Elizabeth, geb. 1911 als 7. Kind des Geistlichen Beecher, verheiratet mit Professor Stowe, gest. 1896, sammelte das Material dazu in Cincinnati, wo sie 18 Jahre verlebte in einem Circel, der die nach Canada flüchtenden Sklaven beherbergte, wo also die Sklaverei in allen ihren Formen ihr dauernd vor Augen trat.)

Wenn es je angebracht war, das Jubiläum eines einzelnen Werkes zu begehen, so ist das der Fall bei dem oben genannten. Bekanntlich bedeutet „Onkel Toms Hütte" nicht nur eine literarische, sondern auch eine kulturelle Tat. An dies Buch, das in nahezu sämtlichen Sprachen der Welt übersetzt worden ist, heftete sich der größte Bucherfolg, den das 19. Jahrhundert erlebte. Und zugleich trat es als ein Hauptfaktor ein in die Bewegung, die zur Abschaffung der Negersklaverei in Amerika und damit zur Tilgung einer himmelschreienden Kulturschande geführt hat.

Vor der kulturellen Tat ist die literarische im allgemeinen Bewußtsein zurückgetreten. Sicherlich besteht diese Wertung an sich zu Recht. Indessen sie bringt doch den großen Nachteil mit sich, daß man „Onkel Toms Hütte" für allzusehr überwunden und lediglich der Vergangenheit angehörig hält: es hat seine kulturgeschichtliche Mission erfüllt, sagt man, und sich damit erschöpft; man befaßt sich nicht mehr mit ihm.

Und das ist schade, sehr schade. Denn, wie gesagt: „Onkel Toms Hütte" bedeutet auch eine literarische Tat. Ein Werk, dem nicht eine ganz außergewöhnliche Kraft der Darstellung, der lebendigen Veranschaulichung, innewohnte, hätte jenen beispiellosen Bucherfolg, der sich u. a. auf Völker und Länder erstreckte, die an der Tendenz ganz uninteressiert waren, niemals haben können.

Zwar, die so einprägsamen Schilderungen sind jetzt stofflich nicht mehr aktuell. Sie haben ihren ausdrücklichen Zweck, die eigene Aktualität selber aufzuheben, erreicht! Aber zugleich damit tritt ein neuer Wertfaktor in den Vordergrund. Eine kulturgeschichtliche Episode (könnte man sagen) von solcher Einzigartigkeit und Merkwürdigkeit wie die Negersklaverei in Amerika, die als völlig abgeschlossenes und nie in ähnlicher Art wiederholbares Ganzes hinter uns liegt, die für unsere schnell lebende Zeit beinahe schon von sagenhaftem Nebel umwoben scheint, wird durch dieses Werk in unüberbietbarer Allseitigkeit festgehalten, dazu mit der intimen Kenntnis und der Wärme, die nur dem eigenen Miterleben entspringt. Und so gewinnt „Onkel Toms Hütte", anstatt der Aktualität, eine rhythmische Bedeutung, vergleichbar etwa der des „Simplizissimus", welcher, aus dem 30jährigen Kriege geboren, uns nunmehr für die Atmosphäre jener Epoche maßgebend ist.

Freilich, nicht nur die äußere Situation, auch der literarische Geschmack hat sich gewandelt. Psychoanalyse, erotische Problematik, die Aufrollung philosophisch-religiöser Weltanschauungsfragen dürfen wir im allgemeinen in den Romanen jener Zeit nicht suchen. Am wenigsten in denen, die innerhalb des englischen Sprachgebietes entstanden, und für die das Weltanschauungsproblem in der Regel nicht existiert, resp. merkwürdig gleichmäßig durch eine konkrete, bibelsichere, praktisch-dogmatische Frömmigkeit gelöst ist. Aber umso greifbarer, umso dichter muten die unzerfaserten, unaufgelockerten Gestalten jener Erzählungskunst an, umso frischer und realer die unzergrübelten Begebenheiten. Und sie verstanden zu erzählen, die Romanschreiber jener Tage! Prachtvoll und unvergeßlich die Fülle sicher charakterisierter, fein von einander abgehobener Gestalten mannigfaltiger Rassen und Gesellschaftsstufen, die sich um den ehrwürdigen schwarzen Märtyrer Onkel Tom bewegt! Kunstreich und spannend im höchsten Grade der Schicksalsverlauf eines jeden Einzelnen mit seiner in den Verhältnissen begründeten romantischen Seltsamkeit, die ebenso romantische Verschlingung der Geschicke, die Einschiebsel zwischen den Gang der Handlung, die gleichsam grelle aufschlußreiche Streiflichter werfen. Wie sicher bewältigt ist die Riesenmasse an Stoff: an Ereignissen und Menschen, wie klar komponiert in dem rhythmischen Nebeneinander zweier großer Gruppen (Tom einerseits, George und Eliza andererseits), deren eine vom Schicksal unerbittlich in dunkelste Leiden, in einen glauben- und liebeverklärten Märtyrertod geführt wird, während die andere in das Licht der gesellschaftlichen und geistigen Freiheit emporsteigen darf. Welch köstlicher trockener Humor würzt die, andererseits auch den Szenen der tiefsten Rührung und des höchsten Pathos gewachsene und dieselben meisterlich bewältigende Sprache.

Wenn ich das einzigartige Werk zur Hand nehme — und das geschieht wieder und immer wieder und ist mit jedesmal unvermindertem Genuß verbunden — so muß ich mich häufig mit Verwunderung fragen, wo der Grund liegt, daß es kaum mehr gelesen wird. Ein Teil der Schuld trägt wahrscheinlich wohl die Tatsache, daß die mit dem Stoff gegebene Romantik so bald veranlaßt hat, den „Onkel Tom" in Kürzungen und Ueberarbeitungen der Kinderwelt zugänglich zu machen. Leider! denn wie es auch andern bedeutenden, merkwürdigerweise großenteils englischen Büchern erging — ich erinnere an „Jane Eyre", den „Gulliver", den „Robinson", den „Lederstrumpf" — das mindermertige Surrogat der Bearbeitung verdrängte die Urform. Der Name freilich erhielt sich auf diese Art lebendig; sehr wenige haben nie etwas von Onkel Tom gehört. Jedoch wie viele wissen denn noch, daß der eigentliche und wirkliche Onkel Tom kein Kinderbuch, ja daß er nichts weniger als ein Kinderbuch ist! Wie viele kennen eine Original-Uebersetzung, geschweige denn das in mancher Hinsicht, bezw. was den charakteristischen Niggerdialekt betrifft, unübersetzbare Original. Aber wer einmal wirklich in „Uncle Tom's Cabin" geweilt, die Insassen ihre eigene, durch kein schlechtes Medium entstellte und verstümmelte Sprache hat reden hören, der dürfte schwerlich je wieder diesen Eindruck vergessen.

Dr. Elfriede Gottlieb.

mals Rückschläge kommen — wir werden auch diese überwinden! Darum mit Mut und Zuversicht vorwärts! D.

Von Diesem und Jenem:

Haushaltlehre in Neuenburg.

Der Gedanke der Haushaltlehre — junge Mädchen zur Erlernung des Haushaltes in ein richtiges Lehrverhältnis zu einer tüchtigen Hausfrau als Lehrmeisterin zu geben — hat sich nun auch in Neuenburg eingebürgert. Es hat sich daselbst eine Hausdienstkommission gebildet, an deren Spitze Frl. Tribolet, die Vorsitzende des Gemeinnützigen Frauenvereins steht, doch sind auch noch andere Frauenvereine wie die Freundinnen junger Mädchen und der Stimmrechtsverein darin vertreten. Es ist ein Lehrvertrag ausgearbeitet worden. allerdings noch mit einem Minimum an Verpflichtungen, um der Neuerung nicht allzuviele Schwierigkeiten zu bereiten. Dieser Versuch ist umso verdienstvoller, als im Kanton Neuenburg der hauswirtschaftliche Unterricht erst in einigen wenigen Gemeinden eingeführt ist und die Haushaltslehre die Aufmerksamkeit auf die Notwendigkeit dieses Unterrichtes hinzulenken vermag. Die Frauenvereine, die die Haushaltungslehre ins Leben gerufen haben, sehen es als ihre Aufgabe an, auch diesen Unterricht mit allen Kräften zu fördern.

Hauswirtschaftliche Fortbildungsschule im Thurgau.

Die thurgauischen Frauen haben sich gegenwärtig mit Schulfragen zu befassen. Es handelt sich um die Abschaffung des Arbeitsschulunterrichtes im 9. Schuljahr, die nächstens im thurgauischen Großen Rat durch ein Motion anhängig gemacht werden soll. Die thurgauischen Primar-, Arbeits- und Hauswirtschaftslehrerinnen sowie Abgeordnete thurgauischer Frauenvereine und der Arbeitsschulkommissionen haben dazu auf einer kürzlichen Tagung in Weinfelden den Behörden den dringenden Wunsch ausgesprochen, es möchte die Neuregelung der Arbeitsschulpflicht nicht zu einer Verkürzung der Ausbildung des weiblichen Geschlechtes führen und es möchte darum zugleich mit der Abschaffung des Handarbeitsunterrichtes im 9. Schuljahr die Einführung der obligatorischen Töchterfortbildungsschule zur Vorbereitung der Mädchen für den Hausfrauen- und Mutterberuf in Betracht und Beratung gezogen werden. Die Thurgauer Frauen hoffen, daß dieser Wunsch bei Behandlung der erwähnten Motion im Großen Rat gebührende Berücksichtigung finde,

Wir bitten unsere Leserinnen dringend, auch den Inseratenteil unseres Blattes regelmäßig durchzusehen. Unsere Inserenten unterstützen unser Unternehmen und haben deshalb auch einen Anspruch darauf, daß ihre Inserate berücksichtigt werden.

Andererseits bitten wir, sich bei Bestellungen auf unser Blatt beziehen zu wollen. Dadurch wird dem Inserenten bewiesen, daß ein Inserat in unserm Blatt Erfolg hat.

Von Büchern.

Hauswirtschaftliche Jahrbücher.*

Die Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit in Berlin, der bekanntlich Alice Salomon vorsteht, hat sich als Teilzweig auch ein hauswirtschaftswissenschaftliches Institut angegliedert, in dem alle Zweige der hauswirtschaftlichen Arbeit nach und nach einer wirklich ernsthaften wissenschaftlichen Forschung unterzogen werden sollen, um so die Hauswirtschaft endlich einmal wie auch andere Zweige des volkswirtschaftlichen Lebens, z. B. die Landwirtschaft, auf wissenschaftliche Grundlage zu stellen. Dieses Institut gibt nun in dem rührigen hauswirtschaftlichen Verlag von Franckh, Stuttgart, eine Zeitschrift heraus — eben die hauswirtschaftlichen Jahrbücher, — die die erste wissenschaftliche Zeitschrift in deutscher Sprache auf dem Gebiet der Hauswirtschaft darstellen.

Sie enthalten Aufsätze über theoretische und praktische Untersuchungen auf allen Teilgebieten und in allen Fragen der Haushaltungsführung, sowie Berichte des Instituts für Hauswirtschaftswissenschaft über seine Arbeiten und die Ergebnisse seiner Forschungen. Sie schaffen eine Verbindung zwischen dem Institut und dem öffentlichen Leben und tragen dazu bei, die Fortschritte der Wissenschaft für die Praxis nutzbar zu machen.

Allen, die Haushaltungskunde lehren, geben die Hefte Gelegenheit, von den aktuellen Problemen und Fortschritten fortlaufend zu erfahren. Diejenigen, die sich wissenschaftlich mit der Hauswirtschaft beschäftigen, finden reiches Material. Ein Blick in den Inhalt des ersten Heftes — Die volkswirtschaftlichen Aufgaben der Landfrau, Naturwissenschaft und Hauswirtschaft, Unsere Waschmittel, Die gut eingerichtete Küche, Betriebswirtschaftliche Erwägungen über den Hausgarten, Buchbesprechungen — zeigt, was die Zeitschrift erörtert: Die Beziehungen der Hauswirtschaft zur Naturwissenschaft und Volkswirtschaft, planmäßige Untersuchungen über die wirtschaftlichsten Arbeitsmethoden, eingehende Betrachtungen der besten Arbeitsmittel, theoretische Forschungen und ihre praktischen Auswirkungen.

Die hauswirtschaftlichen Jahrbücher werden somit nicht nur der Technik, der Volkswirtschaft, der Industrie und deren Mitarbeiter wertvolle Dienste leisten, sondern sie werden auch von Hausfrauenvereinen, Haushaltungsschulen, Frauenschulen, Mädchenfortbildungsschulen, hauswirtschaftlichen Lehrerinnen und vor allem von allen fortschrittlichen Hausfrauen hochwillkommen geheißen werden. Denn sie füllen wirklich eine von vielen Hausfrauen schmerzlich empfundene Lücke aus.

*) Hauswirtschaftliche Jahrbücher. Zeitschrift für hauswirtschaftswissenschaft, herausgegeben vom Institut für hauswirtschaftswissenschaft an der Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit, Berlin. 4—5 Hefte jährlich. Preis R.M. 4,80. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Bewegungsprobleme, die **Gestaltung schöner Arme,** von Frau Dr. Mensendieck. Verlag F. Bruckmann A.-G., München, Preis Mk. 12.—.

Das neueste Werk der berühmten Vorkämpferin von moderner Körperausbildung der Frau wendet sich diesmal in erster Linie der Gestaltung der Arme zu und verlangt, daß nicht nur in der Gymnastikstunde, bei Bühnenkünstlern und Athleten dieser Frage Beachtung geschenkt werde, sondern, daß im Gegenteil die Alltagsbewegungen so gestaltet werden, daß unser Denken durchdrungen werde, welche Bewegungen die körperlichen Formen günstig oder ungünstig entwickeln, wobei unsere Arme und Hände als vielgebrauchte Glieder von guten oder schlechten Gewohnheiten am meisten Nutzen haben oder Schaden leiden. Unsere Schulen, die Bildungsstätten sein wollen —, sollten sich wie Lesen und Schreiben die Pflege naturgemäßer Körperausbildung angelegen sein lassen. In zeichnerisch vorzüglichen Tabellen und in einer Serie Abbildungen von Gemälden und Plastiken werden Musterbeispiele von gut- und schlechtentwickelten und dargestellten Armen und Gliedern gegeben, welche die klaren und interessanten Probleme des durchdachten Buches sehr überzeugend veranschaulichen. F. J.

Zur Korrektur.

In der letzten Nummer 10 ist im Artikel „Vom Unrecht" leider ein sinnstörender Druckfehler stehen geblieben. Auf Seite 2, Spalte 4, Zeile 5 von unten muß es heißen: „Die zerstörten Heiligenscheine und unechten Bravheiten (nicht „Bosheiten", das verkehrt den Sinn geradezu ins Gegenteil) müssen uns nie reuen". Unsere Leserinnen mögen so freundlich sein, von dieser Korrektur Vormerk zu nehmen.

Wegweiser.

Interlaken: Zwei Vorträge im März. Datum noch nicht festgesetzt: Verein für Frauenbestrebungen:
„Reform des Strafprozesses".
Von Herrn Gerichtspräsident Iten.
Ueber Spengler und sein Werk: Der Untergang des Abendlandes.
Von Privatdozent Dr. Gawronski.

Bern: Donnerstag den 22. März, 20¼ Uhr, im Restaurant „Daheim" Zeughausgasse: Soziale Käuferliga der Schweiz.
Hauptversammlung. Die statut. Traktanden.
Wie denkt das Volk über die Nachtarbeit in der Bäckerei.
Von Herrn Pfarrer K. von Greyerz.
Freitag den 23. März, 16 Uhr. Junkerngasse 31, 2; Lyceumklub:
Comment apprendre a raconter des histoires aux enfants.
Von Mme. Pierre Grellet.

Basel: Dienstag den 20. März, 20 Uhr, im Bernoulliianum: Berufsberatung und Lehrstellenvermittlung:
Ist Verkaufen ein Beruf und lohnt sich eine richtige Ausbildung?
Referate mit Lichtbildern und Demonstrationen von Herrn P. Matzinger und Fräulein Amalie Bauer, Lehrerin an der Verkäuferinnenschule des K. V.

St. Gallen: Sonntag den 18. März, 15 Uhr, im Gasthaus zur Linde in Roggwil: Union für Frauenbestrebungen:
„Fortschrittliche Frauenbestrebungen".
Vortrag von Frl. Ida Weber, St. Gallen.
Dienstag den 20. März, 16½ Uhr, Bahnhofplatz 5. Lyceumklub:
Regina Ullmann:
Vorlesung aus eigenen Werken.

Herisau: Mittwoch den 21. März, 20 Uhr. Löwensaal: Bund für Frauenbestrebungen
„Soziale Fürsorge und Frauenbewegung".
Vortrag von Frl. Klara Näf, Herisau.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Frau Helene David, St. Gallen, Tellstraße 19. Telephon 2513.
Feuilleton: Frau Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon: Hottingen 2608.

Die Kraftquelle für die ganze Familie ist
Elchina Elixir oder Tabletten
Es stärkt den Magen und Darm, das Blut und die Nerven, belebt alle Organe, erhält und festigt die Gesundheit.
Orig.-Pack. 3.75, sehr vorteilh. Orig.-Doppelpack. 6.25 l. d. Apoth.

DER LIEBLING
ihrer Familie ist das bekannteste Backpulver
REGULAS
das ihr Gebäck immer fein und wohlschmeckend macht
Landolt, Hauser & Cie, Näfels

Reklame
ist ein notwendiges Uebel. Persönliche Empfehlung ist überzeugender und stösst niemanden ab. — Verlangen Sie Referenzen über
Handelsfachschule mit Jahreskursen in modernen Sprachen und allen Handelsfächern.
Gymnasium zur Vorbereitung auf Maturität und Eidg. Techn. Hochschule.
Sekundarschule
des
INSTITUT HUMBOLDTIANUM BERN
Schlösslistrasse 23 Tel. Bollw. 34.02
Prospekte und Referenzen
Beginn: 17. April :-: Dir.: Dr. Wartenweiler.

Frauenschule Sonnegg
Ebnat-Kappel (Toggenburg)
Halbjahres- und Jahreskurse zur **allgemeinen Frauenbildung,** Kinderpflege und Erziehung, Arbeit in Haushalt und Küche, Theoretische Fächer.
Kindergärtnerinnen-Kurse
mit behördlicher Anerkennung.
Eintritt Mitte April und Mitte September.
Prospekte und nähere Auskunft durch die Leiterin
HELENE KOPP.

Halt! Ich weiss wo's fehlt.
Was fehlt dem Kaffee? sprach verwundert
Das Mörchlein, das am Boden sass,
„Wie dumm von mir," rief nun das Männchen,
Dass ich den Sykos ganz vergass!"
Schnell mischte es ihn nach hinein,
Da schmunzelten die Negelein.
SYKOS
Sykos Kaffee-Zusatz - 250 gr. 0.50 - Viego - 500 gr. 1.50 - Nago Alten.

Hörning's reines
Pflanzen-Nährsalz
ist für alle Topf- und Freilandpflanzen das beste Düngmittel. Erstes Schweizerfabrikat. Nur echt in Originalbüchsen mit dem Namen des Fabrikanten. [O. F. 2550 B.
ALPHONS HÖRNING, Marktgasse 58, BERN
in Drogerien, Samen- und Blumenhandlungen. Büchsen à Fr. 1.—, 2.50, 4.—, 6.— etc.
Fleurin

Nussa auf Brot
NUSSA- UND NUSSELLA-SPEISEFETT
J. KLÄSI · NUXOWERK · KEMPRATEN - RAPPERSWIL

Haushaltgewebe aller Art
in Leinen und Halbleinen
Handarbeitsstoffe
Bunte Bauernleinen
für Schürzen (Trachten), Tischdecken, Vorhänge etc. beziehen Sie vorteilhaft durch
J. Peyer, Schleitheim

HAUS-MARKE
Kies- und Sandwerke Bethlehem-Bern
Telephon Zähringer 6139 - Bureau in Bethlehem - Postcheck III 4358
LIEFERUNG
von sauber gewaschenem Kies und Sand, Schotter, Splitter, Schlagsand, Gartenriesel, Asphaltriesel und Kieselsteinen
FABRIKATION
von Zement-Röhren in allen Dimensionen, Orkanpfosten, Gartenbordüren, Pflanzenkübeln, Zementsteinen, armierten Platten.

Habsburg-Apotheke, LUZERN
Inh. Rosina Schwarz, Apoth.
Kraftspender, Lebensspender
ist
Haemoglobinwein

Ecole nouvelle ménagère
JONGNY sur Vevey.
Français. Toutes les branches ménagères.

Haushaltungslehrerin
An der unterzeichneten Schule ist für die Zeit vom 1. Mai bis zum 30. September die Stelle einer internen Lehrerin für **Kochunterricht** neu zu besetzen. Erfordernisse: Ausweis über erfolgreichen Abschluss eines hauswirtschaftlichen Lehrerinnen-Seminars, Zeugnisse aus der Praxis, Leumundszeugnis, Gesundheitsausweis, Heimatausweis oder Geburtsschein, genaue Kenntnisse der bäuerlichen Verhältnisse. Anmeldungen bis 10. April an die
Direktion der kantonalen landwirtschaftl. Haushaltungsschule Charlottenfels-Neuhausen.

Ferien- od. Erholungsgelegenheit in Arosa
Privat-Pension von Schwester Härlin
Tel. 209 Villa Bergheim 15 Betten
kleines gemütliches Heim für Damen u. junge Mädchen.

Lausanne
Chamblandes
Pensionnat de Miles Noblet et Decoppet.
Étude approfondie du français et des langues modernes. Cours de six mois et une année.

Erholungsheim Rosenhalde
Hünibach
(zwischen Thun und Hilterfingen). Prachtvoll erhöhte Lage am rechten Seeufer. Freundliches Heim für Erholungs- u. Pflegebedürftige. Diätkuren. Bäder. Zentralheizung. Sorgfältige Pflege und Aufsicht durch dipl. Rotkreuz-Pflegerin. Pensionspreis Fr. 8.50 bis 10.—. Jahresbetrieb. Beste Referenzen.
PROSPEKTE durch Schwester R. MADER.

Ecole d'Etudes sociales pour Femmes - Genève
Subventionnée par la Confédération.
Semestre d'été: 16 avril — 4 juillet 1928
Culture féminine générale — Préparation aux carrières d'activité sociales, de protection de l'enfance, direction d'établissements hospitaliers, bibliothécaires, libraires-secrétaires, Laborantines, — Cours ménagers au Foyer de l'Ecole.
Progr. 50 cts. et renseign. par le secrétariat, rue Chs. Bonnet 6.

Das Gesicht der Mode
für Frühjahr und Sommer 1928 spiegeln die vielen bunten Modelle in Beyers Mode-Alben wider.
Beyers Mode-Führer
Band I: Damen-Kleidung (Fr. 1.90)
Band II: Kinder-Kleidung (Fr. 1.50)
Beyers Wiener Blusen-Album (Fr. 1.50)
Überall zu haben!
Weltmode A.-G.
ZÜRICH, Seidengasse 14

BEINLEIDEN
Bei offenen Beinen, Krampfadern, Beingeschwüren, schmerzhaften und entzündeten Wunden hilft rasch und sicher das klinisch erprobte
SIWALIN
Tausende von Zeugnissen.
½ Dose 2.50, ¼ Dose 5.—
Dr. Franz Sidler, Willisau
Umgehender Postversand C.

Flecken
aus Wolle, Seide Plüsch u. Sammt entfernt zuverlässig und unschädlich die altbewährte Crème „Propre" à Fr. 1.50.
Magazine z. Globus Aarau oder durch Propre Versand Altstätten (St. Gall.)